



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schwechting erinnerte sich der hinkenden Elchkuh, der Prinzesschen nachgeritten war. Dieses Tier mußte es also wohl sein. Aber warum hatte man das Tier vergraben, und zwar so flüchtig, daß die Läufe aus der Erde hervorragten? Weil Elchkühe immer Schonzeit haben, das Tier also nicht verkauft werden durfte, und weil Burpel — dies teilte er im Flüstertone mit — von der Sache Wind bekommen, die Elchkuh wieder ausgegraben und das brauchbare Fleisch herausgeschnitten und im Dorfe verkauft hatte. Den Kadaver ordentlich wieder zu vergraben, hatte er sich keine Mühe gegeben, und so lag er unter einer dünnen Schicht Erde, die Läufe gen Himmel gefehrt.

Die Läufe wurden nach den Regeln der Kunst abgelöst und in einen Sack getan, der versteckt wurde. Darauf gingen Schwechting und Burpel pfeifend und mit der Miene voller Unschuld nach Hause. In der nächsten Nacht lagen die Elchläufe in der zur Malerkolonie gehörenden Klete, und am nächsten Tage wirtschafstete darin mit Wanne, Wasser und Salz Schwechting, um sie zu „konservieren.“ Bald darauf präsentierte sich das Modell mit vorgebundnen echten Elchläufen und sah noch scheußlicher aus als zuvor. Pogge schritt um das Untier herum, befehlsichtig die Läufe mit ernsthafter Miene und sagte: Weißt du, Hannes, großartig! Man sollte ja nich denken, dat det Natur is.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die marokkanische Angelegenheit, die wir in die Osterzeit mit hinübernehmen, ist für uns nach verschiedenen Richtungen hin von Bedeutung. Nicht allein daß es sich um die Wahrung deutscher Rechte und deutscher Interessen handelt, dergleichen gehört zum täglichen Brot der Diplomatie, darauf beruht ihre Existenzberechtigung. Wichtiger ist, daß wir damit seit 1888 zum erstenmal wieder in einen offenen Interessengegensatz zu Frankreich treten — ein latenter hat zum Beispiel in Konstantinopel niemals aufgehört —, und daß wir Frankreich dabei allein gegenüberstehn. „Allein“ insofern, als bis jetzt wenigstens eine Stellung anderer Mächte für oder wider nicht erfolgt ist. An Versuchen der englischen Publizistik, den Funken zur Flamme anzublazen, hat es allerdings nicht gefehlt, und der Versuch des Daily Telegraph, die französische Regierung zur Entsendung einer Flotte nach Tanger zu bewegen, die den Kaiser dort begrüßen sollte, ist bezeichnend genug. Die englische Regierung dagegen, die bei dem Streitfall in die Rolle des Tertius gaudens kommt, benimmt sich in ihren amtlichen Schritten durchaus zurückhaltend. Sie hat im Parlament erklärt, daß der deutsche Vertrag mit Marokko denselben Inhalt wie der englisch-marokkanische habe, hat also damit ebenso seine Berechtigung wie seine Fortdauer anerkannt; sie bleibt daneben aber bemüht, durch allerlei Außerklichkeiten die englisch-französische Entente zu betonen. Die Anregung zu den gegenseitigen Flottenbesuchen wird ja wohl von Frankreich ausgegangen sein, und England läßt sich das gern gefallen; der Besuch König Edwards in Algier beweist jedoch, daß man auch auf englischer Seite geneigt ist, den Franzosen ein Zeichen des Wohlwollens zu geben. Die Entente hat für England den Vorteil, jede antienglische maritime Kombination für längere Zeit beseitigt zu haben und Frankreich im Gegenteil zu nötigen, seine Gefälligkeiten gegen die baltischen Geschwader Rußlands auf ein Minimum zu reduzieren. Die russische Flotte ist für europäische Fragen so gut wie ausgeschlossen, die französische an die Seite Englands gerückt, Deutschland zur See dadurch militärisch isoliert. Das ist für

Großbritannien der Nutzen der Lage, den seine Staatsmänner mit der Entente angestrebt und erreicht haben. Sie enthebt England des weitem jeder Notwendigkeit, für Japan aktiv Partei ergreifen zu müssen, und sichert, was nicht minder wichtig ist, das Zusammengeh'n beider Mächte in den Balkanfragen. Wenigstens ist für die Dauer dieser neuen westmächtl'ichen Annäherung ausgeschlossen, daß Frankreich der russischen Balkanpolitik Vorspann leistet.

England hat somit — es kommt noch der gänzliche Rückzug der Franzosen aus Ägypten hinzu —, ohne sich irgendwie in Unkosten zu stürzen, eine große Summe von Vorteilen für seine Politik erreicht. Sein ganzer Einsatz bei diesem Spiel war das Zugeständnis in dem englisch-französischen Abkommen, Frankreich in Marokko freie Hand zu lassen, ein Zugeständnis, das obendrein an jedem Tage durch das große Übergewicht der britischen Kapitalkraft illusorisch gemacht werden kann. Verbeißt sich Frankreich in eine „Entwicklung“ Marokkos, indem es dort als „Kulturträger“ eindringt, so kommt es damit auf Jahrzehnte hinaus in eine Lage, die ihm ein friedliches Zusammengeh'n mit England dringend wünschenswert machen muß. England bleibt somit Beherrscherin des Mittelmeers auch ohne den bisherigen großen Aufwand an Seestreitkräften, von denen es einen wesentlichen Teil für den Atlantischen Ozean verfügbar machen konnte. Dieses französisch-englische Einvernehmen bedeutet noch nicht ein Bündnis, würde aber den Abschluß eines solchen im gegebenen Falle um so mehr erleichtern, als beide Mächte an der Fortdauer ihres Einvernehmens einstweilen ein großes Interesse haben.

Frankreich hat sich durch seine Abmachungen mit England anscheinend in die Lage gebracht, gegebenenfalls zwischen England und Rußland optieren zu müssen. Sowohl die Riesensumme der in Frankreich untergebrachten russischen Werte als das allgemeine politische Interesse machen es für Frankreich notwendig, die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland fortzusetzen, seine außereuropäischen Häfen haben auch, soviel als möglich war, den ausfahrenden russischen Geschwadern Gastlichkeit gewährt — und England hat dazu beide Augen zugebrückt. Frankreich hat wirtschaftlich wie politisch großen Wert darauf zu legen, daß Rußland ohne tiefere und dauernde Erschütterung aus dem Kriege herauskomme, Frankreichs Annäherung an England, an der ja auch dieses sehr interessiert ist, kommt somit auch Rußland insofern zugute, als England offenbar keinen Konflikt mit Rußland haben will, wenigstens jetzt noch nicht will, und deshalb um so mehr bereit sein wird, beim Friedensschluß die Ansprüche Japans nicht über die Linie des unmittelbaren englischen Interesses hinaus zu unterstützen. Kriegsverhältnisse sind unberechenbar. Aber nach der ganzen bisherigen Entwicklung des ostasiatischen Krieges darf man annehmen, daß Rußland alles vermeiden wird, was England zu einem aktiven Eingreifen veranlassen könnte, das ja auch völlig außerhalb der englischen wie der japanischen Wünsche liegt. Denn der Ehrgeiz der Japaner ist unverkennbar darauf gerichtet, aus eignen Machtmitteln mit Rußland fertig zu werden.

Während wir Marokkos wegen mit Frankreich in einem Streite begriffen sind, dem nach der neusten Lesart in Pariser Blättern mehr ein Formfehler als ein sachlicher Inhalt zugrunde liegt (!), haben sich die französischen Behörden in Djibuti der deutschen Mission nach Abessinien gegenüber durchaus freundlich und zuvorkommend erwiesen. Auch dort, wie in Marokko, vertritt Deutschland das Prinzip der „offnen Tür.“ Unsre Finanzlage, unsre Parteiverhältnisse im Reichstage und manche andre Umstände hindern uns, für jetzt neue Plätze „an der Sonne“ zu suchen. Um so mehr Wert haben wir darauf zu legen, daß die Verhältnisse in den andern Weltteilen nicht zu unsern Ungunsten verschoben werden, und daß uns weite Ausfuhrgebiete nicht durch fremde Protektoratsklärung verloren geh'n. Die „offne Tür“ sichert uns den ehrlichen Wettbewerb, unsrer Exportindustrie die unbehinderte Betätigung ihrer Kraft. Mehr kann das heutige Deutschland nicht erlangen, deshalb auch nicht verlangen. Vermögen spätere Generationen erweiterte Ansprüche und Bedürfnisse zu befriedigen, so wird das ihre Aufgabe sein, der wir

heute nicht vorgreifen dürfen noch können. Wenn die Hamburger Nachrichten schreiben, ein deutscher Staatsmann, der um Marokkos willen einen Krieg mit Frankreich anfangen, „gehöre auf den Sandhaufen,“ so darf man über einen solchen verunglückten Mißbrauch bismarckscher Redewendungen, auf den man allenfalls ein *quod licet Jovi* . . . anwenden könnte, um so eher hinwegsehen, als ein solcher Staatsmann in Deutschland zurzeit nicht vorhanden ist. Bemerkenswert bliebe dann nur, daß sich das ehemalige Organ des verewigten Fürsten Bismarck Ton und Stil des Vorwärts aneignet. Ob es wohlgetan und patriotisch ist, den Franzosen zu sagen, Deutschland werde sein Recht keineswegs auf alle Konsequenzen hin vertreten, mag dahingestellt bleiben, die Franzosen werden es trotz den Hamburger Nachrichten nicht darauf ankommen lassen. Die ähnliche Schreibweise der deutschen Fortschrittsblätter dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck gegenüber in den Jahren 1865/66 hat den Krieg mit Österreich nicht verhindert. Merkwürdig ist nur, daß die Hamburger Nachrichten so wenig aus der Geschichte gelernt haben, namentlich daß ihnen der Grad von Lächerlichkeit nicht mehr in der Erinnerung ist, den Fürst Bismarck solchen durch ihre Arroganz komisch wirkenden Sentenzen zuzuerkennen pflegte, so weit sie nicht zur Verwirrung der öffentlichen Meinung führten. Jedenfalls wäre der umgekehrte Satz, daß der französische Staatsmann, der es um Marokkos willen zu einem Bruch mit Deutschland kommen ließe, ein solches Schicksal verdiente, ungleich richtiger gewesen. Denn die Frage nach dem Ausgang des marokkanischen Streites kann doch nur dahin beantwortet werden, daß Delcassé anerkennen muß, formell inkorrekt und sachlich zum mindesten sehr unvorsichtig gehandelt zu haben. Das erste ist, soviel bekannt ist, schon geschehn. England und Frankreich konnten doch nur unter der Berücksichtigung der ihnen beiden sehr wohl bekannten Rechte anderer verhandelt haben, Rechte, die für Deutschland nicht nur durch seinen Spezialvertrag mit Marokko, sondern auch durch die Konvention der an der Madrider Konferenz beteiligten Mächte vom 3. Juli 1880 existieren. Sowohl der Schluß des Artikels 6 als namentlich der Artikel 17 dieser Konvention stehen der Ausnahmestellung irgendeiner Nation entgegen. Artikel 17 sagt: „Das Recht auf Behandlung als meistbegünstigte Nation wird seitens Marokkos als allen auf der Konferenz von Madrid vertretenen Mächten zustehend anerkannt.“ Der Sultan ist hiernach gehalten, alle Rechte, die er einer Macht zugesteht, allen Signataren der Madrider Konvention zuzugestehn, und ihnen allen liegt somit nicht nur das Recht, sondern die Pflicht eines Einspruchs gegen einseitige französische Forderungen ob. Es wird also ganz unvermeidlich sein, daß sich die Signatarmächte über die Sachlage äußern, namentlich auch die marokkanische Regierung selbst, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß ihnen ein amtlicher Anlaß dazu schon gegeben ist. Es ist das eine Belastungsprobe auf die Tragfähigkeit, die internationalen Beschlüssen überhaupt noch beizumessen ist; danach bemißt sich auch der Wert des „Prinzips der offenen Tür.“ Das französische Vorgehn in Marokko hat somit eine ganze Reihe interessanter diplomatischer Fragen auf die Tagesordnung gesetzt, ihre Lösung wird nicht ohne Tragweite sowohl für das bestehende Völkerrecht als für die Beziehungen der Mächte untereinander sein.

g

Russische Hoffnungen. In den Kundgebungen russischer Patrioten machen sich zwei Richtungen bemerkbar. Die einen gründen ihre Hoffnungen darauf, daß der russische Staat und die russische Kultur noch jung seien; daraus folgern sie, Rußland werde Westeuropa mit der Zeit einholen. Diese Ansicht liegt besonders den Deutschrussen nahe, und so geht denn auch der seit dem Königsberger Prozesse öfter genannte M. von Neußner, ehemaliger Professor des Staatsrechts an der Universität Tomsk, von ihr aus. Im Vorwort zu seiner Abhandlung: *Gemeinwohl und Absolutismus* (Berlin=Charlottenburg, Friedr. Gottheimer, 1904) schreibt er, seine Schrift dürfe schon deswegen für deutsche Leser Interesse bean-

sprechen, „weil sie die allgemein verbreitete Anschauung umstößt, Rußland sei ein besondres, verzaubertes Reich des Orients, das auf einer mystischen Grundlage des slawischen Geistes ruhend, eben deshalb gänzlich außerhalb des Kreises europäischer Ideen und europäischer Geschichte steht. Der Verfasser glaubt deutlich nachgewiesen zu haben, daß selbst das Rußland der offiziellen Gesetzgebung ein europäisches Land ist, welches dieselben Phasen politischer Entwicklung erlebt, die das Abendland durchgemacht hat, und zu denselben Staatsformen gelangen muß, zu denen man dort gelangte.“ Er zeigt nun freilich in seiner sehr interessanten, mit reichlichen Zitaten ausgestatteten Abhandlung, daß die russischen Selbstherrscher, Staatsmänner und Staatsrechtler dieselbe Auffassung von der Natur des Absolutismus, den Aufgaben und Pflichten des Monarchen und der Untertanen haben, wie sie Hobbes und Bodin, Bossuet und Hugo Grotius, Ludwig der Vierzehnte und Friedrich der Zweite gehabt haben, aber damit ist für die Zukunft Rußlands noch gar nichts bewiesen, und wäre auch noch nichts bewiesen, wenn heute der Zar seinem Volke die preussische oder gar die französische Verfassung gäbe. Man mag den Unterschied der Rassen und der Völker mystisch oder biologisch erklärbar nennen, vorhanden ist er doch nun einmal, und darauf, auf die Menschen, die unter einer Verfassung leben, kommt alles an, nicht auf das Stück Papier, und nicht auf die Theorien der Gelehrten. Friedrich der Große hatte für die absolute Regierung seines Staates ehrliche, gewissenhafte und uneigennütige Beamte, der russische Zar hat solche nicht, wenigstens nicht in genügender Anzahl. Der im sechzehnten Jahrhundert beginnende europäische Absolutismus fand die Früchte der tausendjährigen Kulturarbeit des Mittelalters vor, die ihm Grundlage und Ausstattung für seine Staatsbauten lieferten, der russische hat nichts dergleichen. Wo sind die russischen Stadtstaaten, die gleich den italienischen, den niederländischen, den deutschen ein reiches politisches Leben entfaltet, alle Gewerbe und den Welthandel entwickelt, Künste und Wissenschaften gepflegt hätten? Und wie steht es mit dem Ackerbau, der die unentbehrliche Grundlage des gesunden Staates und die Wurzel aller höhern Kultur ist? Die Germanen sind überall gleich nach ihrer Niederlassung im römischen Gebiet tüchtige Landwirte geworden, und der Absolutismus übernahm in ganz Mittel- und Westeuropa wohlangebaute Länder. Rußner wird vielleicht erwidern, die Germanen hätten eben an den Römern gute Vorbilder und Lehrmeister gehabt. Aber an solchen fehlt es doch auch den Russen wahrhaftig nicht. Sie haben deutsche Bauern in Südrußland und deutsche Gutspächter in Russisch-Polen gehabt, und bei den heutigen Verkehrsverhältnissen wäre es für die wohlhabenden Russen ein leichtes, die deutsche, die dänische, die englische Landwirtschaft gründlich kennen zu lernen und den rationellen Betrieb bei sich einzuführen. Die Germanen haben von den Römern die Landwirtschaft und alle Handwerke gelernt und sich um die schöne Literatur des decadenten Römer- und Griechentums nicht im mindesten gekümmert. Die heutigen Russen verhungern auf dem fruchtbarsten Weizenboden der Welt und bilden ihren Geist an den philosophischen Grübeleien und den perversen Phantasiegebilden der decadenten Franzosen, Scandinavier und Deutschen.

Das zweite sehen wir wieder recht deutlich an den Schriften A. V. Wolynski's, der ein Vertreter der andern Richtung ist, die da hofft, daß die vermeintlich noch unerschöpfte Kraft der vermeintlich unverdorbenen russischen Volksseele die Menschheit erneuern werde. Von andern Aposteln des Altrussentums unterscheidet sich dieser sonderbare Schwärmer dadurch, daß er den „faulen Westen“ nicht verachtet, vielmehr in der Dekadenz, die Rußland mit dem Westen vereine, die Keime einer großen und schönen Zukunft sieht. Welche ungeheuerliche Verirrung! Die Decadenten sind gänzlich unfruchtbare Treibhausblüten an Ablegern von einem überkultivierten Stamme; wirtschaftliche, politische und gesunde geistige Früchte bringt nur die philiströse Tüchtigkeit. Von allen den liebenswürdigen und genialen Schwernöthern, die uns Wolynski vorführt, wird keiner sein Vaterland retten. Zwei Zeugnisse des Marnes, beide von Josef Melnik übersetzt und 1905 bei Rütten und

Loening in Frankfurt am Main erschienen, liegen uns vor. Die kleine Studie: Der moderne Idealismus und Rußland stellt nach einer psychologisch-metaphysischen Einleitung die russische Ikonographie der Malerei der italienischen Renaissance gegenüber und charakterisiert die Vertreter des russischen und des westeuropäischen Dekadententums; Nietzsche und Zbsen werden als die „Kolosse der Dekadenz“ gefeiert. Das Buch vom großen Zorn analysiert drei Romane Dostojewskis: Die Teufel, Schuld und Sühne (Naskolnikow) und der Idiot. (Den im Grenzbotenverlag deutsch erschienenen Brüdern Karamasow hat er ein eigenes Buch gewidmet, dessen deutsche Ausgabe vorbereitet wird.) Wer nicht Zeit oder Lust hat, die Romane Dostojewskis zu lesen, findet hier die ganze Galerie der phantastischen, hysterischen, zum Teil wahnsinnigen Gestalten des heute weniger oft genannten der beiden großen wunderlichen Heiligen des modernen Rußland in interessanter Beleuchtung beisammen. Dostojewski hat in den „Teufeln“ alle Reformbestrebungen und namentlich den Nihilismus als unrußische Verirrungen fanatisch bekämpft; das ist der „große Zorn,“ den Wolynski mit dem Titel meint. Wir stellen, um den Charakter der beiden Bücher wenigstens anzudeuten, ein paar Sätze daraus zusammen. „Hier, in diesem furchtbar gehaltvollen, aber auch furchtbar schwachen seelischen Menschen sind alle Keime enthalten, aus denen die Heiligtümer der bevorstehenden Entwicklung hervorzurufen werden. Wie leidet er, indem er den kommenden, ganzern und gesündern Menschen wehevoll durchempfindet! . . . Von den geraden, bevölkerten Kulturwegen Europas geraten wir in die [leider schon debastierten] russischen Wälder hinein, die noch von nächtlicher Finsternis umfangen, noch voll märchenhafter Visionen sind, beschienen nur vom warmen Lichte der grell flackernden Scheiterhaufen. Wieviel grobe Unwissenheit ist hier, wieviel abergläubische Ängste. Aber all dies ist Material für ein neues und lebendiges Philosophieren; all diese märchenhaften Visionen können sich, beim Lichte der Vernunft, in neue frische, kostbare Ideen verwandeln. . . Klänge kommen von allen Weltenden herangeflogen, leise rauscht der Traum von einem freien Gottesreiche, in dem es keine Beleidigte und Erniedrigte geben wird, weil es keine Beleidigter mehr geben wird. Und Rußland eilt mit verheißendem Blicke voran, berauscht sich an einem Traum von etwas Fernem, von der Realität ungeheurer Entfernem, aber dem Herzen ungeheurer Nahem. . . Der Satan spaziert durch die Welt und sucht einen weiten Boden für seine Tätigkeit. Er erblickte Rußland mit seinen grenzenlosen Feldern und dunkeln Wäldern [siehe oben!], und es schien ihm, daß er hier seiner ganzen boshaften Gottlosigkeit Lust machen könne. Ist doch der unkultivierte Russe so kindlich hilflos seinen großen Verlockungen gegenüber. Aber der Teufel täuschte sich. In der Seele des russischen Menschen hat sich etwas Kindliches, göttlich Gutes und Unschuldiges versteckt, dem nicht beizukommen ist. Ein weiches gütiges Element ist hier überall ausgegossen. Manchmal steckt der Satan irgendwo einen bösen Brand an; aber das Herz des kindlichen Volkes ist mit einer gnadenvollen Feuchtigkeit [ja ja, die Feuchtigkeit!] durchtränkt, die es nicht zu Ende brennen läßt. Die Brände des russischen Dämonismus sind von kurzer Dauer. Das persönliche, das dämonische Element [der Egoismus] findet in Rußland keine vollendete Verkörperung; ein andres, unpersönliches, göttliches Element wirkt im russischen Menschen mit der unmittelbaren Kraft einer jungen Entwicklung. In der stolzesten russischen Seele lebt eine gewisse erlösende Demut, und je größer, je anspruchsvoller der Stolz ist, desto tiefer die Selbstanlage, desto begeisterter die Demut.“ Alles wunderschön, aber das weiche Element ist kein geeignetes Material für einen Staatsbau, dazu gehört ein gewisser Grad von Härte und Festigkeit, gehört ein gesunder, von klarer Einsicht gelenkter Egoismus. Die ersten Gründer des Russenstaats sind Germanen gewesen, und nachdem der geniale Wilde, Peter der Große, sein Land gewaltsam an Europa angeketet hatte, waren es von 1762 ab Monarchen von rein deutschem Blute, die mit Hilfe meist deutscher Staatsmänner ihr reichliches und williges Menschenmaterial dazu verwandt haben, auf ihrem

weiten und zu kriegerischen Einfällen wenig einladenden Boden einen äußerlich imposanten Staatsbau aufzurichten. Diesen Bau innerlich gesund und kräftig zu machen, dazu würde eine sehr reichliche deutsche Einwanderung gehören, die vor Russifizierung geschützt sein müßte.

Der Heilige als Schurke. Sören Kierkegaards Angriff auf das Christentum ist an sich nichts besonders Merkwürdiges. Der Widerspruch zwischen kirchlicher Theorie und Praxis ist seit dem Mittelalter unzähligmal verspottet worden, um der Religion willen haben, wie der dänische Strafprediger, schon die jüdischen Propheten das Kirchtum ihrer Zeit angegriffen, und daß es keine Christen im Sinne Jesu mehr gibt, sagen die Religionsphilosophen und die Sozialdemokraten alle Tage. Das Besondere dieser vor fünfzehn Jahren von Schrempf und Dörner der Vergessenheit entrissenen Streitschriften besteht in dem Gepräge, das ihnen die ganz einzigartige Person des Verfassers verleiht, und diese Person ist für sich allein eine so erstaunliche Erscheinung, daß einem neben ihr die Stellung, die sie zu einer weltbewegenden Frage eingenommen hat, eigentlich gleichgültig vorkommt. Das erste größere Werk, das er im Jahre 1842 herausgab (er war damals neunundzwanzig Jahre alt und ist schon 1855, nach dreizehnjähriger öffentlicher Tätigkeit gestorben), war „Entweder — Oder.“ Ein Lebensfragment. Herausgegeben von Viktor Eremita. (Die deutsche Übersetzung von D. Gleiß ist in zweiter Auflage ohne Jahreszahl in Fr. Richters Verlag, C. Ludwig Ungelenk, in Dresden und Leipzig erschienen.) Dieses wunderbare Buch enthält pessimistische Diapsalmata (Präludien), eine lange geistprühende Abhandlung über das Musikalisch-Erotische in Mozarts Don Juan, das Tagebuch eines Verführers — eine so raffinierte Verführungsgeschichte, daß es sicherlich in der ganzen Weltliteratur kein Seitenstück dazu gibt — und Briefe eines ältern Freundes an den Verführer, die ihm, dem großen Ästhetiker, beweisen sollen, daß die Ehe allein das wahrhaft Ästhetische sei. Den Schluß macht „das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben,“ und diese Schlußabhandlung wird mit einem Gebet eingeleitet. Das Tagebuch eines Verführers, erklärt er später, war wie seine ganze ästhetische Schriftstellerei eine Kriegskunst. Er wollte die Seelen zu Gott zurückführen, da das aber nicht gelingt, wenn man offen auf ihre Befehrerung hinarbeitet, stellt er interessante ästhetische Untersuchungen an und hofft sie damit in sein Netz zu locken.

Nun sind aber nach dem vorigen Jahr erfolgten Tode der Frau Regine Schlegel, Witwe des westindischen Gouverneurs Schlegel, die Urkunden ihrer Brauttschaft mit Kierkegaard veröffentlicht worden (Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr.“ Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrage der Frau Regine Schlegel und verdeutsch von Raphael Meyer. Axel Juncker in Stuttgart, 1905). Daraus erfahren wir, daß den wunderlichen Propheten noch ein anderer Beweggrund — und dieser scheint der hauptsächlichste gewesen zu sein — zur Abfassung von Entweder — Oder bestimmt hat, und daß das Tagebuch eines Verführers nicht, wie jeder Kenner Kierkegaards annehmen zu müssen glaubte, ein Phantasiegebilde, sondern die Geschichte seiner Brauttschaft ist, natürlich eine aus Wahrheit und Dichtung gewebte Geschichte. Aus den in diesem Bändchen mitgeteilten Briefen und Tagebuchaufzeichnungen ergibt sich ungefähr folgendes. Kierkegaard lernte Regine, die Tochter des Statsrats Olsen, als ganz junges Mädchen kennen, faßte eine tiefe Zuneigung zu ihr, näherte sich ihr und bestimmte sie, als sie achtzehn Jahre alt geworden war, sich mit ihm zu verloben, obwohl sie sich schon einigermassen an ihren spätern Gatten gebunden fühlte. Im Brautjahre, 1840 bis 1842, richtete er eine Menge oft von sinnigen Geschenken begleiteter Briefe an sie, die jeden Gegenstand, jede Stimmung, jedes Vorkommnis in Poesie auflösen. Sie ersetzen nicht, sondern ergänzen, wie die Briefe des jungen Goethe an Frau von Stein, den persönlichen Verkehr, denn beide wohnten in Kopenhagen. An das Heiraten scheint er niemals ernstlich gedacht zu haben. Mit

seiner Sendung vertrug sich die Ehe nicht; er mußte einsam bleiben. Zudem ist er Erotiker und würde darum zum Ehemann nichts taugen (S. 60). Auch würde er sie dadurch unglücklich machen, daß er sein Innerstes vor ihr verschließen müßte, denn der Blick in die wilden Kämpfe und in die tiefe Traurigkeit seines Herzens würde sie vernichten. Was ihn zur Verlobung bestimmt hatte, war der Wunsch, dieses auserlesene Geschöpf auf eine höhere Stufe des geistigen Lebens zu erheben und ihr den Platz in der Weltgeschichte anzuweisen, der ihr gebühre; durch ihn soll sie berühmt werden, und darum sollen auch nach beider Tode die Papiere veröffentlicht werden, die auf ihr Verhältnis Bezug haben. Außerdem braucht er ein Mädchen, nur eins, zu seiner Selbsterziehung. Nachdem er seine Zwecke erreicht hat, sendet er ihr den Verlobungsring zurück mit einem Briefe, der seine Gründe andeutet. Sie aber will ihn nicht loslassen, wird vor Leidenschaft rasend und scheint, wie im Tagebuch des Verführers, bereit gewesen zu sein zu dem Opfer, ihm anzugehören, ohne ihn durch die Ehefessel zu binden. Da bricht er in brutalster Form. Als sie beim Abschied fragt: Willst du nie heiraten? antwortet er: „Ja, in zehn Jahren, wenn ich ausgetobt habe, muß ich mir ein jungblütig Fräulein holen, um mich zu verjüngen.“ Eine notwendige Grausamkeit, bemerkt er. Und er fügt ihr die zweite noch größere bei, indem er das Tagebuch des Verführers schreibt und herausgibt. Dieses sollte ihr die Überzeugung beibringen, daß er sie nie geliebt, sondern nur, als Verführer, mit ihr experimentiert und gespielt, zu seiner Unterhaltung alle ihre Anlagen entfaltet und ihre Neigung stufenweise zur Naserei und zur bedingungslosen Hingabe gesteigert habe. Er will vor ihren und der Welt Augen als Schurke erscheinen, damit sie ihn hasse, durch den Haß völlig frei von ihm und in der Ehe mit Schlegel glücklich werde. Zugleich hat er ihr damit die feinste Galanterie erwiesen, denn ein Liebender ist ja blind, darum sein Urteil über sein Mädchen nichts wert. Dagegen von einem Verführer von Profession, einem Kenner erkoren zu werden, ist der höchste Ruhm für ein Mädchen. Sie scheint niemals recht an seine Schurkerei geglaubt und ihm eine platonische Liebe bewahrt zu haben. Beim Tode vermachte er ihr seine Habe, sie nahm jedoch die Erbschaft nicht an.

Es ist nicht leicht, aus den abgerissenen, oft ironischen Herzensergießungen dieses übersinnlichen Freiers herauszubekommen, wie er es eigentlich gemeint hat; nur ein so feiner Psychologe und Menschenkenner wie Stellanus oder Speck vermöchte die wirren Vorlagen zu einem lebenswahren Bilde zu gestalten. Natürlich denkt man bei dem wunderlichen Heiligen an Nietzsche. Gemeinsam ist beiden die spitzfindige Selbstquälerei und ein Grad von Originalität, der sie aus den Alltagsbahnen hinausdrängt. Sonst aber sind sie grundverschieden. Kierkegaard hat in seinem Glauben und in der darauf beruhenden Lebensauffassung niemals geschwankt. Gott war ihm so wirklich, daß er in seiner Gegenwart lebte und arbeitete und wie der Erzvater Jakob beinahe körperlich mit ihm rang, und das Tagebuch eines Verführers hat er in Furcht und Zittern und unter beständigem Gebet geschrieben.

